

# ÜBER DIE EIGENE SITUIERUNG

## – AUSBLICK

*„Jede ‚Theorie-Praxis‘ und ‚Praxis-Theorie‘ muss [...] an Ort und Stelle eigens erst entwickelt werden. Es gibt sie nur einzig und einmalig. [...] Sie [Forschung im Ästhetischen] bleibt partikular: Situiert und terminiert, orientiert sie sich am ‚Fall‘, an den konkreten Objekten, mit denen sie zu tun hat, an den Kontexten, in denen sie eingreift.“*  
– Manifest der künstlerischen Forschung. Eine Verteidigung gegen ihre Verfechter (Mersch u. a. 2020, 35)

Im ersten Kapitel habe ich die verschiedenen Methoden meiner künstlerischen Forschung einer Guerillastrategie gleichgesetzt, die viele kleine guerilla-artige Attacken auf diskriminierende, festverankerte Strukturen versucht, die einen asymmetrisch großen Gegner darstellen. Die Verhältnisse sind mehr als asymmetrisch. Mit kleinen Angriffen versuche ich einen mächtigen Riesengegner, der sich bereits über Jahrhunderte weltweit ausbreitete, zu dekonstruieren bzw. zumindest sichtbar zu machen und somit zu einem Prozess der Bewusstwerdung beizutragen. Auch hier gilt das von Rittel und Webber Gesagte zu „wicked problems“: Jeder Versuch zählt! Für Rittel und Webber ist jede Lösung für ein „wicked problem“ eine „One-Shot-Operation“, da es keine Möglichkeit gebe, durch Trial-and-Error zu lernen. In einer Guerillastrategie zählt ebenfalls jeder Versuch, Wiederholungen sind m. E. dagegen möglich und können durch ihren überraschenden Charakter in den verschiedenen Kontexten, in denen sie auftreten, unterschiedliche Wirkungen erzielen.

Im Kapitel RE-ENACTING OFFENCES stellte ich die Auseinandersetzung mit Diskriminierung und insbesondere Rassismus im Rahmen des gleichnamigen Kunstprojektes vor, das in verschiedenen Orten umgesetzt wurde und als *on going project* auch weiter stattfinden kann. Während der ersten Realisierung in Recife, Brasilien, zeigte es sich schnell, dass, auch wenn ich den Fokus konkret auf Rassismus legte und dies in der Ankündigung des Projektes deutlich vermittelt wurde, andere Diskriminierungsgründe unvermeid-

lich Teil der Diskussion wurden und Intersektionalität<sup>1</sup> in der Auseinandersetzung mit Diskriminierungserfahrungen nicht nur eine gewichtige Rolle spielt, sondern auch als eine grundlegende Perspektive mitgedacht werden soll. Die Teilnehmer\*innen-Akquise für das Projekt in Recife wurde von der Institution, die mich dorthin einlud, übernommen: dem Centro Cultural Brasil – Alemanha (CCBA)<sup>2</sup>, dessen Leiter Christoph Ostendorf sich persönlich um ein gutes Gelingen bemühte. Als ich in Recife ankam, standen die Teilnehmer\*innen des Kunstprojektes fest. Ihre aktive und kreative Beteiligung bestimmte den Verlauf und die Ergebnisse im entscheidenden Maß. So haben beispielsweise mehrere Darsteller\*innen Diskriminierungserfahrungen Anderer übernommen und von sich aus erneut erzählt, als wären sie eigene Erlebnisse. Der Vorschlag der Aneignungen und der dadurch entstandenen Wiederholungen, die einander ähnelnd, aber doch nicht ganz gleich sind, kam von den teilnehmenden Darsteller\*innen. Im Nachhinein erfuhr ich, dass einige von ihnen in der Tat ähnliche Erfahrungen durchgemacht hatten und sich deswegen mit Diskriminierungserfahrungen Anderer identifizierten. Es blieb aber offen, ob dies immer der Fall war.

Mit der Unterstützung der Kunstkommission der Landeshauptstadt Dresden und in Zusammenarbeit mit dem Kunsthaus Dresden wurde 2017 und 2018 RE-ENACTING OFFENCES in Dresden fortgesetzt. Dort war es mir wichtig, durch das Kunstprojekt nicht nur Menschen mit Rassismuserfahrungen zu erreichen, sondern Sensibilisierungsarbeit für Diskriminierung gerade in weiteren gesellschaftlichen Kreisen zu leisten. Auch vor diesem Hintergrund traf ich die Entscheidung, das entstandene Video im niedrigschwelligen (und *halb*öffentlichen) Raum eines Einkaufszentrums und nicht in für Kunst vorgesehenen Ausstellungsräumen – wie in Brasilien – auszustellen. Durch die Kooperation mit »ZU HAUSE in Prohlis« – ein Projekt des Societaetstheaters Dresden gemeinsam mit dem Quartiersmanagement Prohlis, bekam ich glücklicher- und dankenswerterweise den Beistand einer Assistentin, die mit der Teilnehmer\*innen-Akquise beauftragt wurde. Doch nach ihren zahlreichen und intensiven Bemühungen stand lediglich die Beteiligung eines einzelnen Teilnehmers fest. Es zeigte sich, dass ich selbst, als Künstlerin und Initiatorin des Projektes, die

1 Mit Intersektionalität ist – wie Eva Fleischer in *Der Anti-Bias-Ansatz als Methode politischer Erwachsenenbildung* erinnert – die Bestimmung der individuellen gesellschaftlichen Positionierung durch die Kreuzung oder Überschneidung (im Englischen *intersection*) mehrerer Differenzen gemeint. Diese Überschneidung kann eine eindeutige Festschreibung von Personen als diskriminiert oder privilegiert erschweren oder sogar verunmöglichen (Fleischer 2016, 07–4 und 07–5).

2 Das Centro Cultural Brasil – Alemanha (CCBA) kooperierte in diesem Zusammenhang mit den Organisator\*innen des Ausstellungsvorhabens „Marimondo e Orquídea/Wespe und Orchidee“, welches 2016 im Museu Casa das Onze Janelas, Belém, und im Museu de Arte Contemporânea Do Ceará im Dragão do Mar, Fortaleza, Brasilien, gezeigt wurde. Das Ausstellungsvorhaben wurde von Martin Juef kuratiert.

Kontaktaufnahme mit einer persönlichen Vorstellung übernehmen sollte. Da ich das Projekt in diesem Kontext für weitere gesellschaftliche Kreise geöffnet hatte, bemühte ich mich, verschiedene Menschengruppen anzusprechen und nach dem Prinzip der thematischen Übung der Anti-Bias-Werkstatt, die Ausgangspunkt des Kunstprojektes ist, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass wir alle diskriminiert worden sind oder diskriminiert werden und ebenso auch diskriminiert haben oder diskriminieren. Mit diesem Hinweis war es mir möglich, verschiedene Gruppen für Workshops in den drei ausgewählten Stadtteilen Prohlis, Löbtau und in der Altstadt zusammenzustellen. Aber mit dieser Öffnung trat ein Phänomen in Augenschein, das weit über Intersektionalität hinausging und die Schwierigkeiten eines gleichzeitigen Umgangs mit verschiedenen Formen von Diskriminierung sichtbar machte.

Eva Fleischer, Politikwissenschaftlerin und Professorin in Innsbruck, erklärt, dass im Anti-Bias-Ansatz alle Formen von Diskriminierung miteinbezogen werden, ohne diese zu hierarchisieren (Fleischer 2016, 07–4). Durch den expliziten Einbezug anderer Diskriminierungsgründe bei der Durchführung meines Projektes in Dresden wurden jedoch zahlreiche Ursachen von Diskriminierung (oder in einigen Fällen sogar Ausgrenzung bzw. Beleidigung) mit Rassismus derart gleichgesetzt, dass ich teilweise den Eindruck einer Art Banalisierung von Rassismus bekam. Als ich den Videoschnitt der entstandenen Videoclips für die Präsentation in den Einkaufszentren vorbereitete und mit Untertiteln versah, war es mir nicht klar, ob Projektteilnehmer\*innen die Dimension einer rassistisch motivierten Diskriminierung mit eigenen Diskriminierungserfahrungen, die von Schulmobbing über Nachbarschaftsanfeindungen bis hin zu Diskriminierung aufgrund unterschiedlicher ideologischer Weltanschauungen und eines gegensätzlichen politischen Engagements reichten, auf einer Ebene gleichsetzten und somit sowohl Rassismus als die mit ihm verbundenen Machtverhältnisse relativierten. In der thematischen Übung der Methodenbox der Anti-Bias-Werkstatt, auf die das Kunstprojekt RE-ENACTING OFFENCES basiert, geht es – wie in der Anti-Bias-Arbeit im Allgemeinen nach Eva Fleischer – darum, eine Auseinandersetzung mit Formen internalisierter Dominanz bzw. Unterdrückung zu ermöglichen, um das Bewusstsein für unsere unbewusste Mitwirkung in der Aufrechterhaltung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu sensibilisieren. In unserer Gesellschaft äußere sich, so Fleischer, die verinnerlichte Dominanz/Unterdrückung darin, dass sowohl Hintergründe als auch Auswirkungen von Diskriminierung ausgeblendet werden. In der Anti-Bias-Arbeit richte sich der Fokus anfangs auf Vorurteile, von denen wir glauben, dass andere sie über uns fällen, und an zweiter Stelle auf Vorurteile, die wir über andere fällen, um die eigene Verstrickung in gesellschaftliche Machtverhältnisse zu reflektieren und sich deren Komplexität zu stellen (Fleischer 2016, 07–4).

Die Realisierung des Kunstprojektes in Dresden zeigt, dass die Öffnung für alle Formen von Diskriminierung (und auch wie gesagt, Ausgrenzung oder Beleidigung) des Anti-Bias-Ansatzes hinsichtlich des in unserer Gesellschaft durch Kolonialismus fest verankerten Rassismus einen bewussten Umgang und eine kritische Auseinandersetzung mit der Gefahr erfordert, Rassismus zu trivialisieren. Maureen Maisha Eggers schreibt zum Begriff ‚Diversity‘:

*„Wenn über alle Formen von Diskriminierungen gleichzeitig gesprochen wird, kann es schnell passieren, dass sich alle Sprechende als Diskriminierte positionieren und eigene Dominanzpositionen mit Blick auf andere Strukturkategorien verleugnen. [...] Wenn jedoch rassistische Diskriminierung und Widerstandshandlungen von People of Color gegen rassistische Diskriminierung, der sie täglich ausgesetzt sind, auf einer Ebene verhandelt werden mit Ausgrenzungen von Kindern, die rosa Kleidung mögen, dann wird Rassismus als strukturelles Problem mit einer langen Geschichte verwässert und totgeschwiegen. Diversity ist damit, kurz gesagt, auch ein Schlüsselbegriff für Verleugnungen von spezifischen Rassifizierungspraxen und -erfahrungen.“ (Eggers 2011, 260)*

Maureen Maisha Eggers geht es in ihrer Aussage um den Begriff *Diversity* – analog dazu war die Gefahr der Verwässerung, Relativierung und Banalisierung von Rassismus in der Durchführung des Projektes in Dresden ebenfalls gegeben.

Doch gerade in Dresden beteiligte sich an RE-ENACTING OFFENCES eine junge Studentin aus Kolumbien, die ich im Vorfeld trotz unserer gemeinsamen Herkunft nicht kannte und nur durch das Projekt kennenlernte. In ihren Erzählungen erfuhr ich von Diskriminierungserfahrungen sowohl in Kolumbien als auch in Deutschland, die haargenau die diskriminierenden und hierarchisierenden Kategorisierungen von Menschen nach Klischees und Stereotypen, die sich aus vermeintlichen ‚Rassenunterschieden‘ als Fortsetzung kolonialer Strukturen ergeben, sichtbar machten. Wie ich im zweiten Kapitel darstelle, verdeutlichen ihre Aussagen exemplarisch, dass die Landschaft unserer interpersonellen Beziehungen durch eine solche Fortsetzung kolonialer Machtverhältnisse geprägt ist. Über ‚bias‘ als gesellschaftliche Schieflage im Sinne des Anti-Bias-Ansatzes hinaus wurde mir die Existenz einer alles prägenden topografischen Gewalt klar, die ich nach dem griechischen Wort βία (Gewalt) Biatopie nenne. Die Diskriminierungserfahrungen der jungen Kolumbianerin veranschaulichten, dass wir in Biatopien leben und diese unseren Alltag bestimmen – größtenteils durch unsere Sprache. Als Folgeprojekt stand dann die Auseinandersetzung mit rassistischen Sprachausdrücken und Namen, sowohl im deutschsprachigen Kontext meiner Wahlheimat als auch in meinem Herkunftsland Kolumbien.

Ich möchte an der Stelle erneut betonen, dass Biatopien nicht mit Rassismus gleichzusetzen sind und sich nicht nur auf Merkmale wie Herkunft oder Hautfarbe reduzieren lassen. Auch wenn ich mich in meiner künstlerischen

Forschung auf Rassismus fokussiere, wurde gleich zum Anfang Intersektionalität sichtbar, d.h. die Überschneidung und Wechselwirkung unterschiedlicher Formen der Benachteiligung. Biotopien sind Orte von Über- und Unterlegenheit, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der gesamtgesellschaftlichen Landschaft unserer interpersonellen Beziehungen. Diese gesamtgesellschaftliche Ebene impliziert auch weitere Diskriminierungsformen: Sexismus, Trans\*, Inter\* und Homofeindlichkeit, Klassismus, Ableismus und Ageismus, um nur die häufigsten zu nennen. Zusammen mit Rassismus sind auch Antiziganismus und Antisemitismus sowie antimuslimischer Rassismus mitzudenken. Jegliche gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit schafft Biotopien, setzt Biotopien fort. Die Schiefelage von Über- und Unterlegenheit in der Landschaft unserer interpersonellen Beziehungen ist eine Disbalance in uns selbst. Spätestens seit Foucault wissen wir, dass Räume keine neutralen Behälter sind, sondern eine Vermischung von Relationen, die sie definieren, d.h. die wir selbst durch unsere interpersonellen Beziehungen definieren. Räume entstehen durch unser Handeln und sind nicht von uns getrennt: wir schaffen Biotopien. Und es bleibt unsere Pflicht, diese abzubauen, sie zu dekonstruieren.

Emilia Roig formuliert es in *Why we matter. Das Ende der Unterdrückung* so:

*„Wir können von unserem gegenwärtigen System abweichen, das durch Trennung zwischen Menschen und zwischen Menschen und Natur, durch Kapitalismus, Patriarchat und weiße Vorherrschaft sowie durch vielfältige Formen sozialer und ökologischer Gewalt gekennzeichnet ist. Das alles basiert auf Hierarchien, die wir durch unsere täglichen Handlungen und Gedanken aufrechterhalten. Diese Hierarchien sind machtvoll. In ihrer Schwäche liegt dennoch die größte Hoffnung ihrer Überwindung. Denn sie beruhen lediglich auf dem kollektiven Glauben daran, dass sie existieren. Sollten wir alle morgen aufhören, uns selbst in diese Hierarchien einzuordnen [...], würden die Hierarchien ihre Macht verlieren.“ (Roig 2021, 323)*

\*

Im Rahmen meiner Auseinandersetzung mit Vorurteilen und Diskriminierung durch Sprache entwickelte ich 2019 eine neue Version des Kunstprojektes SPEAKING TERMS, welches ich fünfzehn Jahre zuvor in San Juan, Puerto Rico, angefangen hatte. Das Projekt besteht aus Keksen, auf die ein Wort geprägt ist. Die Kekse werden für den Verzehr angeboten, und dass sie gegessen werden, versteht sich als Teil der Kunstaktion. 2004 in Puerto Rico waren die geprägten Wörter eine Auswahl von englischen Begriffen, die auf der Insel ‚eingespanischt‘ und in den alltäglichen Wortschatz übernommen worden sind, wie z.B. ‚dropéame‘ (von drop me off), ‚jaratak‘ (von heart attack), ‚jailaiter‘ (von highlighter) und ‚lláma-me pa’ttras‘ (von call me back). Für die Wortwahl hatte ich mich damals zwischen

allgemeinen Anglizismen, die fast in jedem lateinamerikanischen Land und auch in vielen anderen Sprachen weltweit vorhanden sind (wie Sandwich, Bar oder Cocktail), und in Puerto Rico lokal entwickelten Anglizismen, die für mich eine Metapher für die Beziehung Puerto Ricos als Freistaat zu den Vereinigten Staaten darstellen, zu entscheiden. In diesem Sinne sprachen die Kekse im übertragenen Sinne über die Art und Weise, wie wir politische Zusammenhänge ‚verdauen‘.

In einer Auseinandersetzung mit Boundary Objects<sup>3</sup> entstanden 2019 neue Kekse mit weiteren Textprägungen. Ich entwickelte ‚schwarze‘ und weiße Kekse, auf denen jeweils die Ausdrücke ‚SCHWARZES SCHAF‘ und ‚WEISSE UNSCHULD‘ zu lesen waren. Die schmackhaften Kekse wurden bei verschiedenen Anlässen verteilt und von an der Kunstaktion teilnehmenden Menschen zur Vervollständigung derselben gegessen. Wie in Puerto Rico geht es mir hier um die Frage nach dem, was wir ‚verdauen‘ bzw. was wir im übertragenen Sinne ‚bereit sind zu verdauen‘. Die ausgewählten Begriffe rufen andeutend einen rassistischen Bedeutungsgehalt hervor und können somit das Bewusstsein für diskriminierende Ausdrücke schärfen.

*Alltäglich  
Spielerisch  
Sinnlich  
Womöglich unauffällig  
Und doch provozierend  
Zum Kauen  
Zum Schlucken  
Zum Verdauen  
Verdauen?  
Was? War da was? (auf dem Keks)  
Hm... unbemerkbar*

---

3 Boundary Objects sind nach Susan Leigh Star und James R. Griesemer Objekte, die angesichts der Tatsache, dass wissenschaftliches Arbeiten heterogen ist und zahlreiche Perspektiven sowie Kooperation erfordert, von unterschiedlichen sozialen Gruppierungen verschieden genutzt, gelesen oder interpretiert werden, ohne dass diese Flexibilität einen Verlust an Identität bedeutet (Star und Griesemer 1989, 387).

4 Die Kekse sind nicht wirklich „schwarz“. Mit einem Anteil an Kakao oder Zuckercouleur ergibt sich in der Masse eine der Farbenpalette nach unterschiedlich braune Farbe. Ich verzichte jedoch bewusst auf das Wort „braun“ und bezeichne die Kekse als „schwarz“, um den offensiven und rassistischen Charakter, den Abstufungen mit sich bringen, zu vermeiden. Wie Noah Sow richtig erinnert, sprechen wir nicht von „halb weiß“, „hell weiß“ oder generell irgendwelchen Nuancen von Weiß. Der Abstufungswahn von „Schwarz“ hängt mit einem Rassenabstufungswahn zusammen, in dem Unterschiede dafür genutzt werden, Menschen zu hierarchisieren, wie z.B. in den offiziellen Unterschieden und Abstufungen der Apartheid (Sow 2018, 20-25).

*Stimmt*  
*Auch unbemerkbar*  
*Sind oft Vorurteile und Diskriminierung*  
*Alltäglich*  
*Spielerisch*  
*Womöglich unauffällig*  
*Zum Verdauen.*

\*

Es lief in meiner Forschung nicht immer alles glatt – so wie die Kunst an sich, war meine künstlerische Forschung stetig von Risiken begleitet. Und es gab immer wieder Momente, die emotional so anstrengend waren, dass ich mich teilweise ablenken musste. Insbesondere die geplante Dimension der Kunstaktion SCHWARZFAHRER\*IN mit der zusammenhängenden Frage nach persönlicher und künstlerischer (ethischer!) Verantwortung hemmte mich relativ lange, wie im dritten Kapitel erwähnt. Unterschiedliche Ideen einer Auflösung wurden abgewogen, sie implizierten jedoch immer unberechenbare Folgen, welche ich nicht verantworten konnte/wollte.

Nach Abschluss des Projektes RE-ENACTING OFFENCES sollte ich laut Planung gleich mit dem Projekt SCHWARZFAHRER\*IN anfangen. Die emotionalen Auswirkungen der Workshops und Aufnahmen für RE-ENACTING OFFENCES beeinflussten mich jedoch nachhaltig und ich war kaum in der Lage, unmittelbar danach die Frage der Verantwortung bei SCHWARZFAHRER\*IN und das damit verbundene Konfliktpotenzial anzugehen. Zwischenzeitlich suchte ich Ablenkung durch Arbeit in der Werkstatt und so entstand ein weiteres Projekt mit dem Titel CONFIDENT, in dem ich mich handwerklich dem Material Porzellan widmete und einen ‚liebenden‘ Exkurs suchte.

Der Name des Projektes wird von den sogenannten *Confidants* hergeleitet, den gepolsterten Doppelsesseln in Form eines S, die während des Zweiten Kaiserreichs [*Second Empire*] in Frankreich in den Zeiten der Herrschaft von Kaiser Napoleon III. zwischen 1852 und 1870 entworfen wurden. Insgesamt waren Architektur, Möbelstücke und Dekorationen zu dieser Zeit durch die Liebe zu Luxus und Komfort gekennzeichnet (Dewiel 1983, 125-126). *Confidants* sind Sessel für zwei Personen, die durch die (von oben betrachtet) S-Form Nähe und Vertraulichkeit suggerieren. *Confidants* laden zur vertrauten Gemeinsamkeit und zum Teilen ein – die alleinige Nutzung ergibt keinen Sinn.

Die Tassen von CONFIDENT sind so entstanden, dass ich zwei gleiche, in der Gestaltung schlichte Tassen aufgeschnitten habe. Mit dem Schnitt wurde jeweils ca. ein Viertel der Tasse kupiert. Anschließend wurden sie zusammengebracht, um aus zwei Einzelnen eine Doppeltasse zu erstellen. Wie bei den Sesseln aus

dem *Second Empire* laden die Doppeltassen zur Gemeinsamkeit und zum Teilen ein, eine alleinige Nutzung ist sinnlos. Wie und ob eine gemeinsame Nutzung funktionieren kann, bleibt jedoch offen.

Der Rückzug in die Werkstatt und die handwerkliche Arbeit ermöglichten mir eine Zeit der Reflexion in Bezug auf die vielen Erzählungen von Diskriminierungserfahrungen, denen ich sowohl in den Workshops als auch während der Videoaufnahmen für RE-ENACTING OFFENCES aufmerksam zugehört hatte. Ich erinnerte mich u.a. an die Erzählungen von Tom Niemeyer (Name geändert):

*„Ich komme aus Südafrika und ich bin auch einer von der letzten Generation, die unter Apartheid gelebt hat. [...] Als ich zum Beispiel im Hauptbahnhof alleine war, wurde ich immer von der Polizei kontrolliert, aber wenn ich mit einer Deutschen unterwegs war, dann ist so etwas nicht passiert. [...] Zum Beispiel einmal habe ich einen Polizist gefragt: ‚Warum steigst du denn in den Zug, um mich zu kontrollieren?‘ Und er meinte: ‚Na ja, Herr Niemeyer, wir sind in einer Grenzstadt und Sie sehen anders aus. Darum.‘ Und ein anderes Mal hat auch ein Polizist gesagt: ‚Na ja, Herr Niemeyer, regen Sie sich nicht so auf, weil Sie das Profil von einem Kriminellen in Dresden haben.‘ Und so kann ich viele Geschichten erzählen.“*

Solche Erfahrungen schilderte Tom vor der Kamera. Doch seine Erzählungen hinter der Kamera waren für mich nachwirkender und ich beschäftigte mich in Gedanken oft damit. Tom spielt gern Fußball in der Gentlemen-Mannschaft eines Vereins.<sup>5</sup> Bei der Gentlemen-Mannschaft handelt es sich um Spieler über 40 Jahren, die zuvor im Herrenteam standen und noch trainieren und spielen wollen. Tom erzählte mir, dass viele seiner Spielkameraden dem rechten politischen Spektrum angehören und sogar Hooligans oder Pegida-Anhänger<sup>6</sup> sind. Als ich ihn fragte, wie es sein kann, dass er als Schwarzer Südafrikaner mit ihnen im Team spielt, antwortete Tom mit einem Lachen im Gesicht: „Für sie bin ich der Tom“. Und in der konzentrierten, meditativen Arbeit mit Porzellan fragte ich mich, ob Tom zusammen mit einem seiner Teamfreunde rechter Gesinnung aus einer meiner Doppeltassen trinken würde, um im Gespräch von dem, was sie im Sport teilen und was sie verbindet, zu erzählen.

5 Anmerkung: Sowohl der Name der Sportler\*in als auch die Sportart wurden verändert. Tom ist sehr vorsichtig und immer anonym, d.h. ohne konkrete Namen zu erwähnen, wenn er über seine Team-Kolleg\*innen spricht. Alle Informationen, die ich über seine Mannschaft im Internet fand, werden für die vorliegende Forschung nur bei Relevanz und in veränderter Form erwähnt.

6 Pegida steht als Abkürzung für ‚Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes‘, eine Organisation, die seit 2014 Demonstrationen gegen die Asyl- und Einwanderungspolitik Deutschlands veranstaltet und als rechtspopulistisch oder rechtsextrem gilt (Rechtsextremismus Glossar der Bundeszentrale für politische Bildung, o. S.).



Daraufhin plante ich ein Video dieses Gesprächs, welches in der Porzellansammlung im Dresdner Zwinger aufgenommen werden sollte. Ein vorbereitendes Gespräch bzgl. des Drehorts mit Dr. Julia Weber, Leiterin der Porzellansammlung, fand bereits im Sommer 2019 statt. Ebenfalls erklärte sich Tom Niemeyer bereit, an dem Gespräch teilzunehmen, doch bis zu diesem Zeitpunkt war es noch nicht möglich, einen seiner Team-Kollegen dafür zu gewinnen. Eine Annäherung durch die Teilnahme an Vereinsveranstaltungen wurde gesucht, bis der Ausbruch der Pandemie im Frühjahr 2020 weitere Schritte erschwerte. Das Zusammenbringen von zwei Personen aus verschiedenen Haushalten, die gemeinsam aus einer Doppeltasse trinken, war in Pandemiezeiten undenkbar geworden – wird aber weiterhin als eine neue Station des Guerillakampfes gegen Rassismus und für die Dekonstruktion von Biatopien bzw. als Fortsetzung der künstlerischen Forschung angestrebt. Bekanntlich sind sowohl Momente oder Orte (τόποι), in denen Menschen etwas teilen, als auch ihre Sichtbarmachung für den Abbau von Vorurteilen und Diskriminierung von großer Bedeutung.

Einige Beispiele haben in den letzten Jahren die Relevanz von Begegnungen zwischen Menschen gegensätzlicher Gesinnung (vor allem in Bezug auf Rassismus) gezeigt. An erster Stelle möchte ich Mo Asumang nennen, deren Buch *Mo und die Arier: allein unter Rassisten und Neonazis* mich schon vor einigen Jahren beeindruckt hatte. Mo Asumang ist eine 1963 in Kassel geborene deutsche Moderatorin, Schauspielerin, Regisseurin und Publizistin. Seit 2002 führt sie Gespräche mit Neonazis, Ku Klux Klan-Mitgliedern und weiteren Rassist\*innen, in denen sie diese fragt, was sie eigentlich gegen Schwarze Menschen haben bzw. was BIPOC – wie Mo Asumang selbst – ihnen angetan hätten. Auslöser ihres langjährigen Vorhabens war das Lied *Noten des Hasses* der Neonaziband White Aryan Rebels, in dem u.a. ihr der Tod gewünscht wird.

In der Ausstellung *Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen* im Deutschen Hygiene-Museum Dresden zeigte sie 2018 eine drei Kanal Videoinstallation. In den Videokanälen links und rechts der Installation stellen Mo Asumang und Chris (ein ehemaliger Neonazi, dessen Austritt aus der Neonaziszene im Buch beschrieben wird) performativ ihre Begegnung dar. Damit bieten sie einen Rahmen für die Aufnahmen im mittleren Kanal der Installation an, in dem Szenen aus dem langjährigen Vorhaben Asumangs, d.h. Interviews und Treffen mit Rassist\*innen, Platz finden.

Neben ihrer beruflichen Tätigkeit engagiert sich Mo Asumang als Mitglied im Beirat der Initiative Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage und setzt sich aktiv für Integration und gegen Rassismus ein. In einem Gespräch mit ihr, welches über die von der Berliner Landeskoordination der Initiative Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage organisierte Online-Veranstaltung „Reden über Rassismus“ im März 2021 stattfand, erfuhr ich u.a. Hintergründe über ihren Umgang mit Angst bei solchen Begegnungen und ihre Übung darin, sich durch Ruhe,

Augenkontakt und das Stellen von Fragen nicht in Wut-und-Hass-Schleifen hineinziehen zu lassen. Die Aufnahmen im mittleren Kanal der Videoinstallation im Deutschen Hygiene-Museum Dresden dominieren die Arbeit nicht nur durch die krassen Aussagen, die sich Rassist\*innen Mo Asumang gegenüber erlauben, sondern vor allem durch den Mut, den sie bei den Begegnungen zeigt, und die Art und Weise, wie sie ihre Interviewees konfrontiert. Die performative Begegnung von Mo und Chris in den Videokanälen links und rechts der Installation stellen die begründete Hoffnung dar, dass durch Austausch und Kontaktaufnahme Rassismus abgebaut werden kann.

Weitere Beispiele sind einerseits das Buch *Klan-destine Relationships: A Black Man's Odyssey in the Ku Klux Klan* von Daryl Davis und andererseits der Film *White Right: Meeting the Enemy* der Musikerin und Filmemacherin Deeyah Khan. Ähnlich wie Mo Asumang nahm sich der 1958 in Chicago geborene Pianist Daryl Davis vor, Menschen rechter Gesinnung, in seinem Fall konkret Menschen aus dem Ku Klux Klan, zu treffen, um sich zu erkundigen, warum sie ihn (als Schwarzen Menschen), ohne ihn zu kennen, hassen. Aus den Begegnungen entwickelten sich einige Freundschaften mit Ku Klux Klan-Mitglieder, die über die Jahre hinweg sogar zu Austritten aus dem Ku Klux Klan führten. 1998 veröffentlichte Davis sein Buch mit Erzählungen über das langjährige Vorhaben und 2017 fand dieses, dank des TED-Talks mit dem Titel „Why I, as a black man, attend KKK rallies“, eine große internationale Verbreitung. Die 1977 in Oslo geborene norwegische Musikerin und Filmemacherin Deeyah Khan erlebte in ihrer Jugend, als Tochter einer afghanischen Mutter und eines pakistanischen Vaters, wiederholt Rassismus, so dass sie 1994 nach London zog. Ihre Filme widmen sich dem Islam, dem Extremismus und dem Rassismus. Im Dokumentarfilm von 2017 *White Right: Meeting the Enemy* trifft sie ebenfalls Menschen rechter Gesinnung, um herauszufinden, worin sich deren Hass gegen sie begründet.

Alle drei Beispiele, Asumangs, Davis' und Khans, wurden durch persönliche Erfahrungen motiviert und jonglieren im Spagat zwischen einem investigativen Journalismus und einer Art persönlicher Psychotherapie, wie die Kolumnistin Carol Midgley in der Ausgabe vom 12. Dezember 2017 der Zeitung *The Times* über Khans Dokumentarfilm schreibt (Midgley 2017). Und in allen drei Beispielen haben die Initiator\*innen gezielt rassistische Menschen gesucht, um sie mit ihrer Weltanschauung zu konfrontieren.

Das Vorhaben mit dem Titel *CONFIDENT*, in dem Tom Niemeyer zusammen mit einem seiner Teamfreunde rechter Gesinnung aus einer meiner Doppeltassen trinkt und mit ihm über das spricht, was sie verbindet, stellt jedoch keine ‚aufgesuchte‘ Konfrontation dar. Vielmehr geht es mir darum, bestehende Beziehungen zu visualisieren, die von Vertrautheit zwischen Rassist\*innen, d.h. Menschen, die sich bewusst zu einer Ideologie der Ungleichheit aufgrund von Merkmalen wie Hautfarbe, Herkunft oder Körpergröße bekennen, und BIPOC zeugen.

Die Weiterführung von CONFIDENT steht als Fortsetzung meiner Forschungsarbeit bevor. Dabei recherchiere ich u.a. über die Arbeit ‚T42‘ der palästinensisch-britischen Künstlerin Mona Hatoum, deren Reihe aus dem Zeitraum 1993–1998 ich kurz nach Fertigstellung meiner Porzellantassen durch den Hinweis einer Kollegin entdeckte.

\*

Dass ich selbst im Prozess der künstlerischen Forschung keine Außenseiterin bin, sondern mittendrin stehe und auch selbst durch eine kontinuierliche Arbeit in allen Projekten bei mir Rassismus erkenne und verlerne, zeigte sich von Anfang an, allein durch die mit meiner Biografie verbundene Entstehung von VIDEO PORTRAITS. Wie Eva Fleischer schreibt, entstehen Vorurteile in einem Prozess der sozialen Konstruktion und sind nicht primär auf eine individuelle Einstellung zurückzuführen, sondern sind vor allem der Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Fleischer 2016, 07–4). Es gibt eine Reihe von Vorurteilen in Bezug auf jede Nationalität oder regional zugeordnete Menschengruppe. Was bedeutet es beispielsweise, „Deutsche\*r“ oder „Kolumbianer\*in“ zu sein? Und was zeichnet kolumbianische, deutsche, italienische, polnische oder indische Menschen aus? Als ich die Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft erwog, standen für mich solche Fragen im Vordergrund. Nach deutschem Recht bedeutete der Antrag, dass ich meine kolumbianische Staatsbürgerschaft aufgeben müsste. Dieser Umstand warf Fragen über meine eigene Identität sowie über die Bedeutung von Nationalität bzw. nationaler Zugehörigkeit auf. Und aus den Überlegungen heraus entwickelte ich das Kunstprojekt VIDEO PORTRAITS, das im ersten Kapitel ausführlich vorgestellt wird.

Die überspitzten ‚Portraits‘ der Darsteller\*innen provozieren mit ihrer Verkörperung vieler Vorurteile in verdichteter Form. Sie bieten aber auch die Möglichkeit, eigene Vorurteile zu reflektieren.

Während der Entwicklung dieses Projekts wurde ich schwanger und gab die Idee, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen, für einen Moment auf, denn es war für mich wichtig, meinem Kind sowohl die deutsche als auch die kolumbianische Staatsbürgerschaft zu ermöglichen. Als ich den Versuch ein paar Jahre später wieder aufnahm, setzte ich mich vehement dafür ein, beide Staatsbürgerschaften behalten zu können.

Die enge Verbindung meiner Biografie mit der künstlerischen Forschung setzte sich auch im Kunstprojekt RE-ENACTING OFFENCES fort, in dem ich stets bei jedem vorbereitenden Workshop mit eigenen Diskriminierungserfahrungen teilnahm. In Dresden beteiligte ich mich an den Videoaufnahmen, u.a. deswegen, weil mir immer wieder gespiegelt wurde, dass die Diskriminierungserfahrungen, die ich als eine weiß gelesene Kolumbianerin durchmache, ganz andere sind als

die von BIPOC, auch wenn diese aus demselben Heimatland und evtl. aus ähnlichen gesellschaftlichen Kreisen wie ich stammen. An dieser Stelle möchte ich die Transkription meines Videoclips zitieren:

*„Wenn ich über das Thema Diskriminierung oder Ausgrenzung nachdenke, fällt mir sofort ein, dass es sehr stark um Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit geht. Es fällt mir auf, dass ich eher selten Diskriminierungserfahrungen erlebt habe, auch wenn ich hier ‚fremd‘ bin, aber das ist eben die Frage, wie sichtbar oder unsichtbar das Fremdsein ist. Dadurch, dass ich weiß bin oder relativ unauffällig, ist nicht sofort klar, dass ich hier ‚fremd‘ bin. Das fällt erst auf, wenn ich anfangen zu sprechen wie jetzt, wo man einen Akzent feststellen kann und sieht, ‚okay, die gehört nicht hierher, die ist nicht mit Deutsch als Muttersprache aufgewachsen.‘ Solange ich den Mund halte oder nichts zu sagen habe, ist es nicht sichtbar – es ist unsichtbar. Und das fällt mir vor allem auf, wenn ich von anderen Leuten höre, auch Leuten, die z.B. aus meinem Herkunftsland kommen, die ähnliche Erlebnisse oder ähnliche Biografien wie meine haben, aber doch vom Aussehen sehr sichtbar ‚fremd‘ sind und dementsprechend auch viele andere Erfahrungen in der Hinsicht gemacht haben: Viele Diskriminierungserfahrungen, viele Rassismuserfahrungen. Ich habe neulich eine Erfahrung der Fremdzuschreibung erlebt, wo ich darüber nachdenken musste, weil es ging tatsächlich erst los, als ich anfang zu sprechen. Und es auf einmal zu hören war, dass ich nicht hier aufgewachsen bin.“*

*Ich war einkaufen und zwar nicht in einem Supermarkt, wo man einfach anonym alles stillschweigend in den Wagen reinlegt und dann an die Kasse geht und zahlt und da reicht es auch, nur die Zahl [des zu bezahlenden Betrags] zu sehen, da muss man nicht unbedingt sprechen, sondern ich war in einem Gemüsestand, der sich wöchentlich an einer Ecke auf der Straße hinstellt und wo man mit dem/mit der Verkäufer\*in sprechen muss. Ich stand da und als ich in der Schlange stand und stillschwie, war ich unsichtbar, ich war unauffällig. Sobald ich an der Reihe war und angefangen habe, meine Bestellung aufzugeben und mich mit der Verkäuferin zu unterhalten, dann war tatsächlich mein ‚Fremdsein‘ sichtbar oder hörbar. Eine alte Frau war hinter mir in der Schlange. In dem Moment, in dem ich angefangen habe zu sprechen, war sie dann neben mir, hat den Kopf rausgestreckt und mich angeschaut. Ich hatte direkt neben mir einen Kopf, der mich anschaute. In dem Moment war es auf einmal für mich sehr auffällig, dass sie mich gleich ‚fremd‘ angeschaut hat, dass sie mich als ‚fremd‘ zugeordnet hat, was vorher nicht der Fall war. Das meine ich mit Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. [...] Und dann wurde es sehr sichtbar, sehr auffällig, dass ich nicht hier aufgewachsen bin und dass Deutsch nicht meine Muttersprache ist. Es wurde mir durch den einen Blick klargemacht, dass ich „fremd“ bin. [...] Deswegen ist es sehr interessant zu beobachten in unserer Gesellschaft, wenn Leute diskriminiert werden, bei denen das sofort sichtbar ist, dass sie irgendwo ‚fremd‘ sind. Das ist mir in dem Moment aufgefallen.*

*Und was heißt ‚fremd‘?*

*Es muss nicht unbedingt böse gemeint sein, womöglich war die Frau nur neugierig auf meinen Akzent. Aber trotzdem, durch diesen Blick war die Aussage für mich sehr klar: ‚Wo kommst du denn her?‘ oder ‚Du bist fremd, du gehörst nicht hierher!‘ Es war kein jedenfalls angenehmer, freundlicher Blick.*

*Wäre jemand anderes an der Reihe gewesen, der muttersprachlich Deutsch spricht, dann wäre wahrscheinlich dieser Blick nicht dagewesen. Und das meine ich mit sichtbar oder unsichtbar. Ich habe oft sehr viel mit anderen Menschen zu tun, bei denen es gleich sichtbar ist, dass sie ‚fremd‘ sind, auch wenn sie vom selben... von meinem eigenen Heimatland kommen oder wir sogar im Heimatland Nachbarn gewesen sind. Bei ihnen ist das Fremdsein in den äußeren Merkmalen viel deutlicher.*

*In dem Moment konnte ich das nicht so gut zuordnen, aber wenn ich versuche, zurückzudenken, wie ich mich in dem Moment gefühlt habe... Ich würde nicht unbedingt sagen beleidigt oder... Aberschon schlecht. Es ist nicht etwas, was ich täglich erlebe, wie gesagt, eigentlich kann ich dankbar sein, dass ich durch diese Unsichtbarkeit mit einer solchen Situation nicht ständig konfrontiert werde. Aber die Dankbarkeit ist auch ein Anstoß, darüber nachzudenken. Und in dem Moment habe ich mich tatsächlich schon schlecht gefühlt, es war so ein Blick, den ich sonst nicht spüre. Wenn ich nicht spreche und es nicht klar ist, dass ich hier ‚fremd‘ bin, habe ich diese ganzen Blicke nicht. Wenn ich darüber nachdenke, wie viele Leute – nicht nur Nachbar\*innen von meiner Heimat, sondern sogar Familienmitglieder, bei denen es vielleicht auffälliger wäre... Wenn ich versuche mich in die Lage zu versetzen, wo sie ständig solche Blicke erleben müssen, dann finde ich das unerträglich.“*

Ich bin in den einzelnen Kunstprojekten und in meiner Forschung sowohl Teilnehmerin als auch Beobachterin. Besonders auffällig wurde dies in der Kunstaktion SCHWARZFAHRER\*IN, in der ich als weiß gelesene Künstlerin mit den Schwierigkeiten konfrontiert war, die Gefährdung Anderer durch ihre Teilnahme an meiner Kunstaktion, ganz konkret die Gefährdung von BIPOC, zu verantworten – denn es wäre nicht auszuschließen, dass ihnen während der Aktion etwas zustößt – und ich musste mich mit meiner Identität im Sinne von weiß gelesen werden oder *white passing* auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang war der Austausch mit dem in Tansania geborenen Aktivisten Mnyaka Sururu Mboro von großer Bedeutung. Ich beschäftige mich in SCHWARZFAHRER\*IN mit der Frage nach der Macht der Sprache, einer Frage, die mich und meine gesellschaftliche Position selbstverständlich nicht ausschließt. Gegenüber Mboro sowie auch gegenüber den weiteren Menschen, die sich an meinem Projekt SCHWARZFAHRER\*IN beteiligten, fühlte ich mich nie wie eine weiße Person, die mit BIPOC ein Kunstprojekt durchführen möchte – Mboro und die weiteren Teilnehmer\*innen

des Projektes nahmen mich von Anfang an als eine *kolumbianische* Künstlerin wahr, mehr im Sinne von ‚eine von uns‘, die Rassismus durch Sprache in Deutschland thematisieren möchte. Sicherlich spielte hier die Tatsache eine wichtige Rolle, dass viele der Beteiligten am Projekt ebenfalls Kolumbianer\*innen waren – zwei davon sogar kolumbianische Künstler\*innen wie ich. Aber gerade das ist der Punkt: wir können viel gemeinsam haben, aber durch äußerliche Merkmale und die damit zusammenhängenden Kategorisierungen sind wir ganz andere Erfahrungen hinsichtlich Rassismus und Diskriminierung (u.a. im öffentlichen Raum und insbesondere in öffentlichen Verkehrsmitteln) ausgesetzt.

Im Rahmen der Durchführung von RE-ENACTING OFFENCES in Brasilien hatte ich im Vorfeld viele Menschen kennengelernt, die weiß gelesen werden, auch wenn sie nahe Schwarze Vorfahren (Eltern oder Großeltern) haben. Es stellte sich für mich die Frage: Was wäre, wenn ein großer Teil meiner Vorfahren auch Schwarz oder Einheimische/r aus Abya Yala wäre? In einem Land wie Kolumbien kann dies nicht ausgeschlossen werden. Bin ich weiß oder bin ich *white passing*? Gibt es Schwarze oder indigene<sup>7</sup> Züge in meiner Abstammung?

Am 21. März 2021, an dem der Internationale Tag gegen Rassismus gefeiert wird, startete ich als Kunstprojekt eine Untersuchung an mir selbst und führte den ersten von bisher drei DNA-Gentests durch. Unter dem Titel MY DNA TEST und mit den Hashtags #onerace und #internationaldayagainstracism veröffentlichte ich in Social Media eine Fotodokumentation der Test-Durchführung, jedoch nicht der Ergebnisse.

Ob *weiß* oder *white passing*... Tatsache ist, dass ich in meinem täglichen Leben aufgrund meiner Hautfarbe viele Privilegien genieße. Die Testergebnisse ändern nichts an dieser Tatsache, dass ich z.B. bei der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel nicht als Erste kontrolliert werde – dass ich nicht regelmäßig institutionellem Rassismus ausgesetzt bin. Es ist also eigentlich nicht so entscheidend, was die Genuntersuchung ergibt. Es könnte herauskommen, dass 99% meiner Gene aus Subsahara-Afrika stammen. Oder es könnte herauskommen, dass 99% meiner Gene aus amerikanischen einheimischen Völkern stammen. Aber es bleibt dabei, dass ich im Alltag die Privilegien einer *weiß* gelesenen Person genieße, und das sowohl in Kolumbien als auch in Deutschland.

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Weißsein bzw. *Weiß*-gelesen-Werden stellte sich während der gesamten Forschung für mich als ein immer wichtiger Hinweis darauf, dass ich mir selbst stetig vor Augen führen soll, inwiefern Biatopien die Landschaft aller unserer interpersonellen Beziehungen ausmachen. Rassismus zu thematisieren kann nur im Sinne eines ‚konstruktiven dekonstruierenden‘ Beitrags zum utopischen Begehren der gesellschaftlichen Vorurteils-

7 Zur Problematik des Begriffs ‚indigen‘ vgl. Kapitel RENOMBREMOS EL 12 DE OCTUBRE, S. 246, Fußnote 126.

freiheit etwas beitragen, wenn moralische Fingerzeichen (wie von oben herab) ausbleiben und die Forschung die eigene Situierung, die eigene Beteiligung im Auge behält.

Dem *Manifest der künstlerische Forschung. Eine Verteidigung gegen ihre Verfechter* von Dieter Mersch, Silvia Henke, Thomas Strässle, Jörg Wiesel und Nicolaj van der Meulen nach verfährt jede ästhetische oder künstlerische Forschung „zetetisch“<sup>8</sup> als eine anhaltende, fragende oder suchende Selbstbeobachtung:

*„Sie [ästhetische oder künstlerische Forschung] setzt den zweiten Blick auf, exponiert sich vor dem Abgrund ihrer haltlosen Subjektivismen, ihres körperlichen Einsatzes wie auch der Einseitigkeit ihrer Expositionen und der sie begleitenden Diskurse oder verwendeten Dispositive. Ästhetische Forschungen nehmen in diesem Sinn eine Aufhebung bestehender Rahmungen vor, wie sie diese gleichermaßen wieder rahmen, um sie erneut aufzubrechen. Sie verhandeln Einschlüsse wie Ausschlüsse, um sehen zu lassen, wie diese ins Licht stellen oder ins Dunkel des ‚hors-champs‘ verbannen. Sie sind, mit einem Wort, perennierender Selbstzweifel, sodass die ästhetischen Untersuchungen immer auch das Ästhetische und seine Praktiken selbst tangieren, wie die künstlerischen Reflexionen die Kunst und ihre zeitbedingten Definitionen und Selbstbeschreibungen betreffen.“*  
(Mersch u.a. 2020, 51-52)

Beliebt in den Social Media sind Videos und Berichte von Menschen, die durch DNA-Tests ihre ideologischen Einstellungen überprüfen müssen, beispielsweise weil sie als Rassist\*innen eine prozentual große Zugehörigkeit zu Schwarzen Menschen erfahren, wie das Video eines Weiß Supremacisten, der durch seinen DNA-Test erfuhr, dass er zu 14% Schwarz sei (HuffPost Live 2013, o.S.), oder weil sie sich einer Nationalität zugehörig fühlen und andere abwerten oder sogar diskriminieren, um durch einen DNA-Test festzustellen, dass ihre Gene eine signifikante Verwandtschaft mit den Menschen der abgewerteten Gruppe oder Nation aufweisen, wie die Videoserie *The DNA Journey* des Reiseunternehmens momondo in 67 untersuchten Fällen zeigte (momondo - Let's Open Our World 2016, o.S.).

In den letzten Jahren sei die Anzahl an Firmen, die DNA-Tests anbieten, um mehr über die Abstammung und die Familiengeschichte zu erfahren, enorm gestiegen, berichtet Tomohiro Takano in einem Blogbeitrag von Genomelink. Und es sei nicht nebensächlich, für welche Firma man sich entscheidet, denn die Testergebnisse können auch sehr unterschiedlich ausfallen, da die Ergebnisse eine statistische Analyse zeigen und jedes Unternehmen für diese Analyse seine eigene Datenbank verwendet. Wenn z.B. eine Datenbank über keine oder wenige

8 Der Begriff ‚zetetisch‘ bezieht sich auf die Philosophie der antiken griechischen Skeptiker und beschreibt das vordergründige Suchen durch Fragen als theoretische Einstellung (Pierer u. a. 1865, Band 19, 584).



DNA-Proben einer bestimmten Region verfügt, sind die Ergebnisse für diese Region nicht signifikant. Beauftrage ich als Kolumbianerin eine Firma in Japan, die über eine große Anzahl an japanischen DNA-Referenz-Proben verfügt, fallen meine Ergebnisse nicht besonders genau aus, während Takanos Ergebnisse, wenn er weiß, dass seine Vorfahren aus Japan stammen, mit großer Wahrscheinlichkeit in derselben Firma deutlich zutreffender sein werden. Das bedeutet ebenfalls, dass – global betrachtet – je größer und vielfältiger die Datenbank eines Unternehmens, umso genauer ihre Ergebnisse, wenn Vorfahren in verschiedenen Regionen der Welt vermutet werden. Da Gentests stetig eine größere Beliebtheit genießen und die Unternehmen immer mehr DNA-Proben erhalten, können wir davon ausgehen, dass mit dem Wachsen ihrer (globalen) Datensätze die Genauigkeit der Ergebnisse steigt (Takano 2020, o.S.).

Ich habe mich für die nach aktuellen Online-Bewertungen seriösesten und populärsten Unternehmen auf dem globalen Markt entschieden, für die zudem gilt, dass sie die größten Datenbanken und somit den genauesten statistischen Vergleich haben. Aber das bedeutet nicht, dass meine Daten 100% sicher wären. Mit der Analyse meiner DNA lässt sich nicht nur meine Abstammung erforschen, sondern auch eine Gesundheitsprognose erstellen, die in den USA beliebt, in Europa bisher glücklicherweise verboten ist. Es besteht jedoch keine Garantie dafür, dass die Ergebnisse meiner Gesundheitsprognose, auch wenn ich sie als in Europa lebende Person nicht mitgeteilt bekomme, durch Datenmissbrauch oder Hackerangriffe in andere Hände als in die des von mir beauftragten Unternehmens oder sogar in die Öffentlichkeit geraten. Außerdem trage ich mit meinem DNA-Test und der freiwilligen Informationsübergabe an private Konzerne evtl. zur Gefährdung unseres sozialen Systems bei, welches, geleitet von neoliberalen Tendenzen, in Zukunft höhere Versicherungsbeiträge von Menschen mit einer größeren Wahrscheinlichkeit an Erkrankungen wie Alzheimer oder Diabetes verlangen könnte. Die Risiken, die mit einem DNA-Test im Sinne des Schutzes der Privatsphäre zusammenhängen, sind enorm. Wie erwartet sind die Ergebnisse meiner bisher drei DNA-Tests verschieden ausgefallen. Dieser Unterschied muss nicht unbedingt eine Folge unpräziser Durchführung oder der Größe der jeweiligen Datenbanken bzw. der Anzahl an DNA-Proben, über die sie jeweils verfügen, sein. Die Ergebnisse hängen auch damit zusammen, erklärt der Genetiker und Autor Adam Rutherford, welche Positionen in meiner DNA bzw. welche Varianten eines Gens untersucht wurden, und dies kann unterschiedlich ausfallen. In der Analyse meiner DNA-Probe sagen die Ergebnisse nicht, woher meine Vorfahren stammen, sondern wo ähnliche DNA-Proben überall auf der Welt heute gefunden wurden (der vorhandenen Datenbank nach), so dass man daraus schließen kann, dass ein Teil meiner Familie aus diesen Orten stammt. „Aber zu sagen, dass Sie zu 20 Prozent irisch, zu 4 Prozent amerikani-



sche Ureinwohnerin oder zu 12 Prozent skandinavisch sind, ist lustig, trivial und hat wenig wissenschaftliche Bedeutung.“<sup>9</sup> (Rutherford 2018, o. S.).

Der Journalist Rafi Letzter erinnert daran, dass der US-amerikanische Genetiker Mark Stoneking vom Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig in den 1980er Jahren zusammen mit weiteren Genetiker\*innen eine Version dieser Technologie für die Suche nach dem gemeinsamen Vorfahr aller lebenden Menschen nutzte. Dieser gemeinsame Vorfahr, bekannt als die „mitochondriale Eva“, lebte vor ca. 200.000 Jahren. Für Stoneking seien diese Technologie und ihre Algorithmen gut darin, Muster zu erkennen – sie sei eine robuste Methode, mit der Genetiker\*innen in einem Vergleich schnell herausfinden können, mit welchen Gruppen einer großen Bibliothek von DNA-Proben eine bestimmte Probe am engsten verwandt sei. Heute noch verwenden Forscher\*innen diese Methoden, um die Bewegungen und Vermischungen menschlicher Populationen von der Vergangenheit bis in die Gegenwart zu verfolgen, schreibt Rafi Letzter in seinem Blogbeitrag *How Do DNA Ancestry Tests Really Work?* vom 4. Juni 2018 auf [livescience.com](https://livescience.com) (Letzter 2018, o. S.).

In der Auseinandersetzung mit der durch die mitochondriale Eva angesprochenen Verwandtschaft aller heute lebenden Menschen, deren mitochondriale DNA durch eine direkte Abstammungslinie aus ihr hervorgegangen ist, träumte ich davon, Menschen, die sich bewusst zu einer Ideologie der Ungleichheit aufgrund von äußeren Merkmalen bekennen und als Rassist\*innen und Fremdenfeindliche gelten, nach einem für sie selbst ‚fremden‘ Aussehen zu portraituren. So entstand das Video *FAKE NEWS*. Internationale politische Repräsentant\*innen erscheinen in der 10-minütigen Aufzeichnung, wechseln ihre ethnische Zugehörigkeit und verschwinden. Für die Bildbearbeitung der Portraits (meist die offiziellen Portraits, die sie selbst in großer Auflösung zu PR-Zwecken online stellten) benutzte ich die Apps FaceApp und Gradient Photo App, bevor diese ihre ‚Ethnizitätsfilter‘ nach den Rassismusbewürfen zahlreicher Nutzer\*innen entfernten, um anschließend mit Fantamorph, einer Morphing-Software zur Erstellung von Foto-Morphing-Bildern, die Transformationen auszuarbeiten.

Viele Wissenschaftler\*innen betrachten *fake news* als eine der größten Herausforderungen unserer heutigen Gesellschaft, denn aufgrund ihrer Wirkung bleiben sie in unserem kollektiven Gedächtnis haften, selbst wenn sie aufgedeckt werden. Inspiriert von Herbert Wentschers Video *Colour Management* aus dem Jahr 2001 greift das Video *FAKE NEWS* diese Problematik mittels eines digitalen Erscheinungswechsels auf, um im übertragenen Sinn *fake news* zu verbreiten, die Fremdenfeindlichkeit hinterfragen.

9 Der Originaltext auf Englisch lautet: „But to say that you are 20 percent Irish, 4 percent Native American or 12 percent Scandinavian is fun, trivial and has very little scientific meaning.“

Die Künstlerin Heather Dewey-Hagbor beschäftigt sich seit langem mit wissenschaftlichen Untersuchungen der DNA und bindet sie in ihren Projekten ein. In ihrer Ausstellung *A Becoming Resemblance* zeigte sie 2017 in der Fridman Gallery in New York viele Menschengesichter, die sich sehr unterschieden, jedoch alle aus der DNA einer einzigen Person entstanden waren. Dewey-Hagbor entwickelte die Gesichter durch DNA-Phänotypisierung aus der DNA-Information von Watte-stäbchen mit Speichelproben und Haaren von Chelsea Manning – eine Transgender Whistleblowerin, die 2013 wegen ihrer Kooperation mit Wikileaks zu 35 Jahre Gefängnis verurteilt worden war und deren Strafe von Barack Obama im Jahr 2017 größtenteils erlassen wurde. Manning stellte Dewey-Hagbor vom Gefängnis aus und in regelmäßigen Abständen Haare und eine Speichelprobe zur Verfügung, mit denen die Künstlerin durch DNA-Phänotypisierung und 3-D Druck die Rekonstruktion von Mannings Gesicht erstellte. Die so entstandene Arbeit *Probably Chelsea* besteht aus dreißig verschiedenen möglichen Porträts von Chelsea Manning. Damit weist Dewey-Hagbor darauf hin, wie unsicher der Prozess der DNA-Phänotypisierung ist und wie stark er auf Vorurteilen basiert. Die Künstlerin schreibt in dem Katalog zur Ausstellung:

„Genomische Daten können eine Vielzahl unterschiedlicher Geschichten darüber erzählen, wer und was man ist. *Probably Chelsea* zeigt, auf wie viele Arten ihre DNA als Daten interpretiert werden kann und wie subjektiv der Akt des DNA-Lesens wirklich ist.“<sup>10</sup>  
(Dewey-Hagborg u. a. 2017, o.S.)

Die Rekonstruktion des Gesichts oder der Erscheinungsmerkmale einer Person anhand einer DNA-Probe ist aber ein ganz anderes Verfahren als die Feststellung ihrer Verbindungen zu anderen DNA-Proben und den Orten, in denen sie auf der Welt zu finden sind. Der Artikel *Facial Genetics: A Brief Overview* von Stephen Richmond, Laurence J. Howe, Sarah Lewis, Evie Stergiakouli und Alexei Zhurov zeigt (auch für Laien verständlich, obwohl er sehr technisch ist), wie schwierig es ist, das Aussehen von DNA zu 100 % vorherzusagen. Die Funktion eines Gens oder einer Gruppe von Genen, die mit einem gewissen Grad an Sicherheit einen bestimmten Phänotyp hervorbringt, dient als Methode zur Erstellung eines Profils von Gesichtszügen aus einer DNA-Probe. Aber es können einerseits ein oder mehrere Gene mit der Variation des Gesichtstypus in Verbindung stehen, andererseits können auch umweltbedingte Faktoren Einfluss auf die Gesichtsmorphologie eines Menschen haben, so dass die Verwendung der DNA für Phänotypisierung noch ein sehr unsicheres Terrain darstellt, vor allem wenn es

<sup>10</sup> Der Originaltext auf Englisch lautet: „Genomic data can tell a multitude of different stories about who and what you are. *Probably Chelsea* shows just how many ways your DNA can be interpreted as data, and how subjective the act of reading DNA really is.“

darum geht, diese Methoden beispielsweise in der forensischen Wissenschaft anzuwenden. Die DNA-Phänotypisierung habe zwar das Potential, eine Person aus einer kleinen Gruppe von möglichen Kandidat\*innen zu identifizieren, es bestehe jedoch Bedarf an der Entwicklung des Verfahrens als Diagnoseinstrument zur Bestimmung von Gesichtszügen (Richmond u. a. 2018, o. S.). Die Künstlerin Heather Dewey-Hagborg hebt mit ihrer Arbeit *Probably Chelsea* hervor, dass die Methode viele Gefahren im Zusammenhang mit Vorurteilen und Diskriminierung in sich birgt.

Die markanteste Erfahrung in Bezug auf Vorurteile und Stereotypisierung, an die ich mich erinnern kann, seitdem ich in Deutschland lebe, kam nicht – wie man ‚stereotypisch‘ denken könnte – von *weißen* Menschen aus Deutschland oder Europa, sondern von zwei kolumbianischen Künstlerinnen, die sogar aus derselben Stadt wie ich kamen. Ich hatte sie gerade im Rahmen einer Veranstaltung in Berlin kennengelernt, in der wir uns auf Deutsch unterhielten, so dass sie mein Herkunftsland (unser gemeinsames) noch nicht hatten zuordnen können. Nach Ende der Veranstaltung tauschten wir uns im *small talk* kurz auf Spanisch u.a. über unsere Herkunft aus. „Du siehst aber nicht wie eine Kolumbianerin aus“ – sagten sie. Ich bin mir ziemlich sicher, dass dieser Kommentar nicht gefallen wäre, wenn wir dasselbe Gespräch in unserem gemeinsamen Herkunftsland, nach Ende einer Veranstaltung im Kunstkontext, geführt hätten. Ich falle in Kolumbien nicht auf. Aber sobald man sich in einen anderen Kontext begibt, ist man den Erwartungen der Stereotypisierung ausgesetzt: Hilft da ein DNA-Test?

Vorurteile und Stereotype müssen weiter abgebaut werden (als ‚Begehren‘, um bei Ruth Levitas zu bleiben), und zwar in allen möglichen Kontexten. Und von uns allen.

\*

Dass Vorurteile und Diskriminierung in Bezug auf das Aussehen und eine angebliche ethnische Herkunft in ehemaligen Kolonien – wie meinem Herkunftsland – genauso präsent sind wie in Europa, habe ich in dem vierten Kapitel ausführlich thematisiert. Allein die Tatsache, dass es offizielle Feiertage gibt, die ‚Rassen‘ zelebrieren, liefert einen gewichtigen Hinweis – was sich auch in diesem Fall im Sprachgebrauch widerspiegelt.

Am 12. Oktober bereiten Schulen entlang des amerikanischen Kontinents Veranstaltungen mit künstlerischen Darstellungen vor, die sich teilweise nach wie vor auf die ‚Entdeckung‘ Amerikas beziehen und unterschiedliche Kulturen mit Tänzen, Essen, Kostümen oder historischen Kleidungen feiern. Ich weiß noch, wie ich mich für solche Veranstaltungen als ‚Indianerin‘ oder ‚Eroberer‘ verkleidet habe und erinnere mich an eine unkritische Reproduktion kolonialistischer Kultur/kolonialistischen und rassistischen Denkens in meiner Schulzeit.

Aus der Überzeugung heraus, dass die Art und Weise, wie wir etwas sehen, stark davon abhängig ist, wie wir dazu in Beziehung stehen, machte sich der kenianische Schriftsteller und Kulturwissenschaftler Ngũgĩ wa Thiong'o auf die „Suche nach Relevanz“ – wie er seine Suche nach einer „befreienden Perspektive“ in der afrikanischen Literatur nennt, die afrikanischen Menschen ermöglicht, sich in Bezug zu sich selbst und von dort aus zu anderen auf der Welt zu bestimmen<sup>11</sup>. Ngũgĩ stellt fest, dass afrikanische Kinder und Jugendliche durch ihre Begegnung mit Literatur in kolonialen Schulen oder Universitäten die Welt so kennenlernen, wie sie aus einer europäischen Perspektive definiert und reflektiert werde, so dass ihre Weltsicht europäisch geprägt sei und Afrika nicht im Mittelpunkt stehe, sondern als Appendix oder Satellit existiere (Ngũgĩ 2017, 152-162).

Seine zentrale Frage lautet dann:

*„Von welcher Grundlage aus betrachten wir die Welt?“ (Ngũgĩ 2017, 160)*

Und konkret im Feld der Literatur:

*„Wenn die Notwendigkeit für ein Studium der geschichtlichen Kontinuität einer einzelnen Kultur besteht, warum kann diese dann keine afrikanische sein? Warum kann nicht die afrikanische Literatur im Mittelpunkt stehen, damit wir andere Kulturen in ihrer Beziehung zu ihr betrachten können?“ (Ngũgĩ 2017, 155)*

Ngũgĩ empört der Fakt, dass lange nach der Unabhängigkeit kenianische und afrikanische Schüler\*innen unkritisch fremden kulturellen Werten ausgesetzt werden, die nicht nur für ihre Bedürfnisse bedeutungslos sind, sondern obendrein das afrikanische kulturelle Erbe abwerten. Und das über die Literatur hinaus auch in allen Kulturbereichen und Schullernfeldern. Seine „Suche nach Relevanz“, veröffentlicht mit weiteren Essays in dem Band Dekolonialisierung des Denkens ist ein Plädoyer für nationale oder regionale Befreiung als Voraussetzung für eine echte internationale und demokratische Gleichheit der Menschen, die Gerechtigkeit, Fortschritt und Frieden mit sich bringt (Ngũgĩ 2017, 170-174).

Ngũgĩs Überlegungen und Aufforderungen sind definitiv nicht nur für den afrikanischen Kontinent relevant und auch nicht nur in den Literaturwissenschaften. Sie genießen eine außerordentlich eminente Gültigkeit in allen ehe-

<sup>11</sup> Siehe den Artikel mit dem Titel *Anonymität versus Situierung. Zum weltweit offenen, anonymen, zweiphasigen Kunstwettbewerb „Dekoloniales Denkzeichen“ in Berlin-Neukölln*, wo bereits Teile dieses Abschnitts in veränderter Form erschienen sind. Unter demselben Titel ist kurz davor ein weiterer Artikel von mir in der 71. Ausgabe der Fachzeitschrift für Kunst im öffentlichen Raum und Kunst am Bau *kunststadt stadtkunst* herausgekommen (Linares 2024a, 73-78 und 2024b, 28-31).

maligen Kolonien, in denen sich *interner Kolonialismus*, um auf Silvia Rivera Cusicanquis Terminologie zurückzukommen, weiter festsetzt. Und auch sie zeigen, warum die Umbenennung des „Tages der ‚Rasse‘“ mit einer Bezeichnung, die dekoloniale Aporien überwindet, Euphemismen entgeht und die heuchlerische Vorstellung eines einheitlichen Nationalstaates beiseitelegt, Dringlichkeit besitzt.

Als Teil des Kunstprojektes habe ich einen Gesetzesentwurf-Vorschlag an alle Mitglieder der Kommission I des Senats der Republik Kolumbien, die u.a. für die Untersuchung ethnischer Fragen zuständig ist, sowie an alle Mitglieder der Kommission für Menschenrechte gesendet. Mein Vorschlag beinhaltet im Zusammenhang mit der Umbenennung des Feiertages u.a. die Förderung von Kunst-, Schreib- und Essaywettbewerben zum Thema kulturelle Vielfalt, Gleichberechtigung und Gleichstellung in allen Bildungseinrichtungen der Primar- und Sekundarstufe. Ziel ist es, das Wissen über einheimische Kulturen und ihrer Verbindung zur geografischen Umgebung sowie eine Befreiung *des Denkens* von kolonisierenden, hierarchisierenden und rassistischen Prägungen, d.h. die Dekonstruktion von Biotopien als Voraussetzung für die ‚begehrte‘ (im Sinne von Ruth Levitas Utopie-Verständnis) Gleichheit der Menschen, d.h. für die ‚begehrte‘ vorurteilsfreie Gesellschaft, zu fördern.



## Gesetzesentwurf: Umbenennung des 12. Oktobers

### Präambel

Zur Erläuterung:

Gemäß den Bestimmungen der Artikel 5 und 7 der politischen Verfassung Kolumbiens erkennt der Staat die unveräußerlichen Rechte des Einzelnen ohne Diskriminierung sowie die ethnische und kulturelle Vielfalt der Nation an. Zum Schutz dieser Vielfalt gehört auch der Verzicht auf rassistische und diskriminierende Begriffe wie das Wort ‚Rasse‘, welches aus der Biologie stammt und ursprünglich zur Kategorisierung von Haus- und Nutztieren verwendet wurde. Erst nach 1492 wurde das Wort ‚Rasse‘ für die Hierarchisierung von Menschen verwendet, um Versklavung und Kolonialismus zu rechtfertigen. Heute wissen wir dank zahlreicher Untersuchungen von Evolutions-, Geschichts- und Biowissenschaftler\*innen, dass aus biologischer oder genetischer Hinsicht die Existenz von ‚Rassen‘ nicht belegt werden kann. Aus diesem Grund wird der alte Name des Feiertags vom 12. Oktober „Tag der ‚Rasse‘“ aufgegeben.<sup>12</sup>

### Artikel 1

Der zwölfte (12.) Oktober, der gemäß Gesetz 25 von 1892, Gesetz 35 von 1939 und Gesetz 51 von 1983, das ihn auf den folgenden Montag verlegt, ein gesetzlicher Feiertag ist, wird von nun an „Abya Yala-Tag“ genannt. „Abya Yala“ ist ein Ausdruck, der in der Sprache des Kuna-Volks „Kontinent des Lebens“, „Land in voller Reife“, „Land in Blüte“ oder „Land in ständiger Jugend“ bedeutet.

### Artikel 2

Die nationale Regierung wird ermächtigt, alle damit verbundenen Aktivitäten, einschließlich der erforderlichen Haushaltsmittel, zu verwalten, voranzutreiben und zu entwickeln, um diesen Feiertag zu verherrlichen, zu organisieren und zu fördern.

<sup>12</sup> Diesen Gesetzesentwurf mit dem spezifischen Bezug auf den Begriff ‚Rasse‘ habe ich im Oktober 2019 verfasst und als Mitbringsel an alle Teilnehmende der Gesprächsrunde zum Projektauf-takt sowie per Email an alle gewählten Senator\*innen und Mitglieder des Repräsentanten-hauses versendet. Wie im 4. Kapitel erwähnt wurde am 12. Dezember 2023 der Name „Tag der ethni-schen und kulturellen Vielfalt der kolumbianischen Nation“ für die Gedenkfeier am 12. Oktober in Kolumbien angenommen, so dass der Begriff ‚Rasse‘ nicht mehr in der aktuellen Bezeichnung vorkommt. Die Problematik einer Benennung mit Betonung der Vielfalt oder Diversität als Dar-stellung dekolonialer Aporien habe ich im vierten Kapitel thematisiert.

**Paragraf 1**

Die nationale Regierung wird ermächtigt, anlässlich der Feierlichkeiten zum 12. Oktober, dem „Abya Yala-Tag“, Schreib- und/oder Essaywettbewerbe zum Thema „Abya Yala“ in unserem Land zu veranstalten, um in allen Bildungseinrichtungen der Primar- und Sekundarstufe das Wissen über unsere Kulturen und die geografische Umgebung, in der wir leben, sowie über die Natur und ihre Erhaltung zu fördern.

**Paragraf 2**

Die nationale Regierung wird ermächtigt, anlässlich der Feierlichkeiten zum zwölften (12.) Oktober, dem „Abya Yala-Tag“, zeitlich begrenzte öffentliche Kunstwettbewerbe für professionelle Künstler\*innen zum Thema „Abya Yala“ als Vision für die Zukunft zu veranstalten, um den kreativen Geist zu diesem Thema in der professionellen Öffentlichkeit und durch seine Verbreitung in der breiten Öffentlichkeit zu fördern.

**Paragraf 3**

Die nationale Regierung wird über die Nationale Fernsehagentur einen einmaligen Sendeplatz zur Hauptsendezeit für die Präsentation und Verbreitung dieser wichtigen Änderung des Namens des am 12. Oktober gefeierten Feiertags zur Verfügung stellen, um den Kolumbianer\*innen durch eine audiovisuelle Produktion zu zeigen, wie wichtig die Umbenennung in unserem Land ist.

**Artikel 4**

Dieses Gesetz tritt mit dem Tag seiner Verkündung in Kraft.